

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 20. Juny 1835.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Rigi.

(Fortsetzung.)

Als unser Reisender, den wir Rudolph nennen wollen, eine halbe Stunde später den Rigi hinaufzusteigen begann, weilten seine Gedanken noch immer bey dem Bauernhause und dem daselbst erlebten Abenteuer. Man hatte ihn offenbar ein wenig mystificirt, denn die beyden Frauenzimmer waren auf keinen Fall Landmädchen, und wahrscheinlich nicht einmal Schweizerinnen; hatten sie doch am Ende in reinem Deutsch geredet, und war also der schweizerische Dialect, den die Muthwillige früher angenommen hatte, wohl nur eine nachahmende Täuschung, welche um so leichter glückte, da Rudolph nur erst einige Tage in der Schweiz zugebracht hatte. Aber wer waren sie? sah er sie je wieder? hatte er sich getäuscht, wenn er im Gesichte der Sanften eine gewisse Theilnahme an sich zu lesen meinte?

Die Reize der Gegend entwickelten sich immer mehr, je höher Rudolph stieg, so daß er sich oft umwenden mußte, um die Blicke umherzuwerfen. Je nachdem der Pfad seine oft wechselnden Richtungen einschlug, gewährte er die mannigfachsten Ausichten: bald stand man über der baum- und pflanzenreichen Senkung, die vom Zuger nach dem Vierwaldstädter See (von Immensee bis Rüschnacht) sich erstreckt, und worin die Ruine von Gesler's Burg, die hohle Gasse und die Tell's-Capelle liegen; bald schien man beynahe senkrecht über dem Vierwaldstädter See zu stehen, dessen schönes Kreuz seine Arme nach Luzern, Rüschnacht und Stanzstadt ausstreckt; bald näherte man sich wieder mehr dem Zuger See, hinter welchem der Höhenzug des Albis in blauer Ferne die Aussicht schließt. Nach und nach hörte das Laubholz auf, zwischen immer niedriger werdenden Nadelwaldungen breiteten sich grüne Alpmatten aus, auf denen die weidenden Heerden und die schwärzlichen Sennhütten eine hübsche Staffage abgaben, während die Glocken der Kühe und ein fernes Alphorn allein die tiefe Stille der Natur unterbrachen.

Rudolph hatte keinen Führer mitgenommen, weil er es vorzog, seinen Gedanken und einer planlosen Willkür überlassen zu seyn, und weil der Weg

zum Gipfel nicht wohl zu verfehlen schien. Sein Gepäck war nach Luzern gesandt und so war er ganz ungehindert, wie man es eigentlich beim Fußwandern seyn muß. Als er bereits dem Gipfel näher war, als die Aussicht sich schon ins Unermeßliche verlor, und nur durch die weißen Schneeberge oder die bläulichen Bergketten des Jura und Schwarzwaldes begrenzt wurde, da wurde ihm immer herrlicher und hoher zu Sinn; er schaute bald in die Ferne und bald auf ein nahe Alpenblümchen, das seinen lieblichen Kelch in einem fast brennenden Blau öffnete. Während er den Pfad verließ und sich von den hübschen Pflanzen immer weiter locken ließ, kam er bald an wüßes Felsgestein. Er versuchte es, ein wenig daran herumzuklettern, und gewahrte auf diese Art bald an einer nicht fernem Stelle niedrige Sträucher, die mit rothen Blumen ganz überdeckt waren, was einen ungemein schönen Anblick gewährte. „Ha, das ist die Alpenrose!“ dachte er, und freute sich nicht wenig, diese Blume endlich anzutreffen, welche für die Phantasie des Flachlandbewohners so viel Anziehendes hat. Er besann sich nicht lange, ließ seinen Alpstock zurück, und kletterte nicht ohne große Gefahr zu dem Orte hin. Endlich langte er an und pflückte die schönsten der Blüten.

Wie wundervoll war der einsame Fleck, worauf sich nun der Reisende befand! Über ihm hingen unabsehbare Felsen, rechts und links sprangen diese ebenfalls weit genug vor, um jeden Blick nach diesen Seiten zu hindern, nach unten hin senkte sich der Platz sanft einige Schritte, aber dann folgte ein fürchterlicher Abgrund, der jedoch dem Auge durch die letzten Büsche der Alprosen entzogen wurde. Wie sich Rudolph mit seinen Umgebungen bekannt gemacht hatte, überfiel ihn ein Schwindel, denn wenn er auch die Augen zumachte, mußte er doch an die senkrechte Tiefe denken, die vor seinen Füßen lag. Der Raum, auf dem er sich befand, bot zwar hinlängliche Sicherheit, aber er war dennoch zu unheimlich, um ihn nicht bald wieder zu verlassen.

Rudolph wollte demnach beginnen, seinen Rückweg anzutreten, aber er fand es so gut wie unmöglich! Er mußte wieder über den Felsenvorsprung klettern, über den er hieher gelangt war, und er konnte es schlechterdings nicht. Der Gedanke, über dem unergründlichen Abgrund zu schweben, der Schwindel, der ihn schon ergriffen hatte, vielleicht auch die vorhergegangene Müdigkeit — alles dieses lähmte die Nerven seines Körpers und den Muth seines Geistes. Rathlos lehnte er sich an die Felsenwand und starrte auf die stille grüne Fläche des Zuger Sees, die sich unmittelbar unter ihm ausbreitete. Wundervoll war die Natur um ihn her, aber er hatte keine Empfindung dafür, das bisher noch nie gekannte Gefühl der Todesnähe drang eisig zum Herzen und umkrallte es krampfhaft. Kein Ton drang aus der Tiefe zu ihm herauf, kein Geläute der Heerden drang in sein Ohr — Schweigen war überall! Vor seinen Gedanken flogen alle möglichen Fälle vorüber, aber es befand sich kein tröstender darunter. Bald dachte er sich aus, wie er hier verschmachten müsse in schrecklicher Qual, bald, wie das Fleckchen Erde, worauf er sich befand, hinunterrutschen könnte mit ihm in das gähnende Verderben, bald, wie er am Ende vor Ermattung in Schlummer sinken könnte, und wie ihn dann eine kleine Bewegung dem sicheren Tode überliefern müßte. Dann kam es ihm wieder vor, als wenn er am besten thäte, nicht dem Zufall die schauerhafte Bestimmung seines Unterganges zu überlassen, sondern aus freyer Wahl mit einem Sprunge hinunter alle Qualen zu enden. Da ver-

nahm er plötzlich, zwar verhallend und leise, aber dennoch bestimmt das ferne Jodeln eines Hirten, eines frohen, glücklichen Menschen! „Kann ich hier die Stimme von Menschen hören,“ dachte er, „so vernimmt man auch vielleicht die meinige!“ Aber er bedachte nicht, daß sein Ruf lange nicht so weit schallen würde, wie der hohe schrillende Ton eines Alpenhirten. In verschiedenen Abfällen ließ er die Stimme hülfserufend erschallen, und horchte jedesmal ängstlich, den eigenen Athem anhaltend, ob man ihm nicht vielleicht schon zum Beystand herankäme. „Es ist nichts!“ sprach er dann dumpf in sich hinein, und versuchte nochmal den Felsenvorsprung zu umklettern, doch die Glieder zitterten und versagten fast völlig den Dienst.

Auf einmal vernahm er ganz in der Nähe eine Stimme, ja er konnte sogar deutlich die Worte verstehen: „Hat hier jemand gerufen?“

Die Hoffnung des Lebens durchwehte ihn plötzlich, wie ein Frühlingshauch durch die erstarrte Flur athmet. „Hier, hier!“ rief er so laut, als es nur in seinen Kräften stand.

Nach kurzer Zeit beugte sich ein Kopf um den Vorsprung; der Mann, welchem dieser Kopf gehörte, mußte eben da stehen, von wo Rudolph die Aprosien gewahrt und seine gefährliche Kletterfahrt begonnen hatte.

„Um Gottes willen, wie kommen Sie dahin?“ fragte der Fremde.

„Durch Unvorsichtigkeit, und ich kann nun nicht wieder zurück, wenn es Ihnen nicht auf irgend eine Art möglich wird, mir beizustehen.“

„Es wird wohl gehen, aber ruhen Sie erst noch einen Augenblick; ich will Ihnen lieber vorher meine Feldflasche zureichen, damit Sie sich etwas stärken.“

Gleich darauf streckte der Fremde seinen langen Alpstock aus, um dessen Ende das Band einer kleinen Reiseflasche geschlungen war. Rudolph löste dieses leicht ab und trank dann einige Züge trefflichen Kirschgeistes, welcher allerdings den matten Sehnen neue Spannkraft gab.

„Nun werde ich,“ sagte der Helfer, „Ihnen meinen Stock abermals reichen, fassen Sie ihn nur recht fest mit der einen Hand an, suchen Sie sich mit der andern an den Felsen zu halten, und klettern Sie so getrost herüber; ich stehe hier ganz sicher und lasse den Stock auf keinen Fall los. Hüten Sie sich dabey, in die Tiefe hinunterzublicken.“

Rudolph befolgte den gegebenen Rath, sein Muth war wiedergekehrt und mit ihm auch die Besonnenheit, er begann den gefürchteten Weg, und befand sich nach wenigen Augenblicken neben dem Manne, in dem er seinen Retter erblicken mußte.

Wir übergehen die Ausbrüche der Dankbarkeit, die von der einen Seite eben so eifrig und aufrichtig waren, wie sie von der andern bescheiden aber bestimmt abgelehnt wurden. „Man muß,“ sagte der Fremde, „auf die Kette von Zufällen auch nicht das geringste Gewicht legen, die manchmal veranlaßt, daß der eine Mensch dem andern ohne irgend eine Anstrengung oder ein auch noch so kleines Opfer einen Dienst leistet. Es kommt ja natürlich in solchen Fällen nicht darauf an, was geschehen ist, sondern wie — der träge Mastrose welcher einem mit dem Wasser Ringenden ein Seil zuwirft, wäre sonst viel höher zu stellen, als der eifrige Menschenfreund, der bloß darum eine Last über sich nimmt, daß sie einen andern nicht drücke. Hätte ich zu Ihnen hinüberklettern müssen, um Ihnen zu helfen, so würde ich Ihren Dank eini-

germaßen verdienen, so bin ich nur dem Zufalle verpflichtet, der mir für den Rest des Weges einen Begleiter verschafft, wenn Sie anders auch bergaufwärts wandern.“

Rudolph bejahte dieses und schloß sich gern an seinen Retter an. Er betrachtete ihn nun etwas genauer, und er mußte sich gestehen, selten ein so edles Gesicht, eine so schöne Körperhaltung gesehen zu haben; übrigens war es ein junger Mann und, obwohl im Reiseanzuge, doch mit Wahl und Geschmacl gekleidet. Sie stiegen nun die noch übrige Strecke völlig hinauf und schienen an der lebhaften Unterhaltung, die sich unter ihnen entspann, beyde gleich viel Geschmacl zu finden. Als sie den Rücken oder vielmehr den Sattel des Berges erreicht hatten, wo das Wirthshaus Nigi-Staffel liegt, und von wo man noch eine halbe Stunde zum höchsten Gipfel, dem Nigi-Kulm, zu steigen hat, da fanden sie sich bewogen, einige Zeit Halt zu machen und sich der wundervollen Aussicht zu erfreuen, obgleich sie nicht hier, sondern in dem am Kulm gelegenen Wirthshause übernachten wollten.

Während sie sich noch über diesen unvergleichlichen Genuß unterredeten, kam ein Zug von Saumrossen langsam den Pfad herauf und nahm sich schon von weitem sehr malerisch aus. Voran gingen einige Führer, dann folgten vier Pferde, welche Damen trugen und von denen jedes durch einen Landmann gelenkt wurde, dann kam ein Herr zu Pferde, ebenfalls mit einem Begleiter versehen, und zuletzt folgten noch einige Männer zu Fuß, die wohl Bediente seyn mochten. Wie sich dieser Zug langsam in manchen Windungen herauf bewegte, gewährte er einen so hübschen Anblick, daß die beyden jungen Reisenden ihre Blicke darauf haften ließen; doch als die trennende Entfernung immer geringer wurde und Rudolph in der vordersten Dame die Sängerin von Immensee zu erkennen glaubte, da fühlte er sich sonderbar erregt und gespannt. Es blieb am Ende kein Zweifel übrig: sie war es! und die zweyte Dame war ihre scherzhafte Gefährtin, und der Herr war jener zierliche Mann, welcher Schwendeler angeredet wurde und das Zusammenseyn am Mittage störte. Aber freylich waren nun die Damen nicht mehr in der schweizerischen Tracht: die Haarflechten waren nun nach gewöhnlicher Art angeordnet und die Kleidung war einfach aber elegant. Die zwey folgenden Frauenzimmer schienen Dienerinnen zu seyn.

Rudolph schaute mit so beredtem Ausdruck auf die schöne Sängerin hin, daß sie, als nun auch ihr Blick ihn traf, tief erröthete und seinen stillen Gruß kaum merklich erwiderte. Daß ihm von der sogenannten Liesli ein schelmisches Lächeln ihr Wiedererkennen verrieth, bemerkte er eben so wenig, als daß sein Gefährte sich in einem Zustande großer Aufgeregtheit befand. Als der Zug schon vorbeý war, kam noch ein verspäteter Bedienter hinterher, welchen Rudolph's neuer Freund sogleich anredete.

„Sage er mir, gehört er zu der Herrschaft, die da hinaufreitet?“

„Ja, da gehöre ich zu.“

„Und wie heißt sie denn? ich glaube sie zu kennen und möchte doch nicht gern die unrechte Person anreden.“

„Die Comtesse von Werdenfels!“ erwiderte der Diener kurz und setzte seinen Weg fort.

„Es ist beym Himmel die Prinzessin!“ Dieser Ausruf entfuhr dem Zerstreuten unwillkürlich, denn als Rudolph, der bey diesen Worten große

Augen machte, hastig fragte: „wie, ist diese Dame eine Prinzessin?“ da schien er seine Übereilung zu bereuen, sich aber zugleich einer Unwahrheit zu schämen. „In der That, ich glaube, es ist eine Prinzessin, welche unter dem angenommenen Namen einer Comtesse Werdenfels reist!“ antwortete er mit befangener Zurückhaltung.

Beide setzten nun ihren Weg gleich einhellig und zerstreut fort, und langten so auf dem Kulm an, ohne der Prinzessin weiter zu erwähnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Namen.

Ich ging im Walde
So ganz allein,
Schnitt in die Bäume
Mir Namen ein. —

Und kommst du wieder
Nach Jahresfrist,
Wer weiß, wie Alles
Dann anders ist.

Wohl kehrt der Frühling,
Der May zurück,
Doch treulos wandelnd
Ist Menschenglück! —

Es schwanden Monden
Und Jahre fort,
Mich hielt das Schicksal
Am fernen Ort.

Da kam ich endlich
In's Vaterhaus
Nach langem Mühsal,
Und ruhte aus.

Gern mocht' ich wieder
Im Walde geh'n,
Da sah ich Namen,
Die alten, seh'n.

Es war im Frühling,
Zur Blüthenzeit,
Die Nachtigallen
Ertönten weit.

Die Namen waren
Noch kenntlich kaum,
Es kam mir Alles
Vor, wie ein Traum.

Und bange Sehnsucht
Besahlich mein Herz,
Ich mußte weinen
Vor Gram und Schmerz.

O, meine Lieben
In Grabesnacht,
Wie hätte damals
Ich das gedacht!

Ich war so glücklich,
So froh bey Euch:
Mein Herz im Frühling
An Liebe reich.

Nun blüht den Einen
Kein Frühling mehr,
Die Andern irren
Zerstreut umher!

So ist die Liebe,
So ist das Glück!
Ach, schmerzlich träumet
Mein Herz zurück! —

G. Klette.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, April 1835.

(Schluß.)

Ganz neu war auch Aube's liebliche Oper: „Lefloca, oder: Intrigue und Liebe.“ Die reizende Musik wird hier durch einen sehr interessanten Text glücklich unterstützt, möchten nur unsere Sänger und Sängerinnen auch reden lernen, und nicht ver-

gessen hierin sich auszubilden! Die deutsche und französische leichtere Oper erfordert dies durchaus, und hier, wo man dem Inhalt gern Theilnahme schenken möchte, wäre es besonders wünschenswerth. — Drey Abende sahen wir in den Zwischenacten mit wahrer Freude die spanischen Tänze der H. Font und Campyruni, und der Mad. Dubiſſon und Serai, Solotänzer des königl. Hoftheaters zu Madrid. Gerade daß sie uns nur ganz ächte Nationaltänze im eleganten Costume der verschiedenen Provinzen Spaniens zeigten, machte es sehr interessant. Diese andalusischen Voleros mit ihrem zierlichen sich Nahn und Fliehn, mit der vielbewegten Geschmeidigkeit glühender Hingebung und dem trohigen Muthwillen, diese Seviglianischen Manchegas mit ihren lust- und sehnsuchtathmenden Wellenlinien, dieser Zapateado im reizenden Costume von Itaro, wo Tambourin und Castagnetten so kunstvoll und tonreich dazu erklangen, und durch ihr rasches Rollen und Locken, und Rufen und Antworten, den Rausch der Lust zu beflügeln schienen, ja selbst diese Nota in arragonischer Bauertracht, mit ihrer verben Lustigkeit, und ihren edigen, schwarz rhythmischen Bewegungen, alles trug das Gepräge ächter Volkstänze; diese, ausgeführt von so ganz nationalen Gestalten mit dem brennenden Blick und kohlschwarzen Haar, der Biegbarkeit und dem Stolz, gewähren dem aufmerksamen Betrachter mehr Vergnügen und versehen ihn mehr jenseits der Pyrenäen als die ausführlichste Reisebeschreibung.

Vielen Beyfall fanden die Vorstellungen der Tournaire'schen Kunstreitergesellschaft; besondere Aufmerksamkeit erregten die großen Wettrennen, die sie im großen Garten anstellten. Der Platz da um den großen Teich herum ist überaus passend und schön dazu, vor dem Pallast waren amphitheatralische Reihen erhöhter Sitze errichtet, wo man die ganze zweymal zu durchlaufende Rennbahn überblicken konnte, und rund um dieselbe her, hinter den Schranken noch geringere Plätze. Wäre nur die Witterung günstiger gewesen, die scharfe Kälte hinderte Viele daran Theil zu nehmen, nur der dritte Tag, wo auch unser Hof von den Fenstern des Palais aus zusah, war sonnig und warm. Es war wirklich ein schöner Anblick diese kunstgeübten Pferde mit so geschickten Reitern die weite Bahn wetteifernd durchstiegen zu sehen, besonders malerisch sah es aus und erinnerte an die olympischen Spiele, als Louis Tournaiere und Ghelia im griechischen Costume, jeder auf drey ungesattelten Pferden stehend, das Wettrennen der Griechen ausführten. Auch der Cours der Amazonen war lieblich anzusehen und gelang diesen Tag vollkommen gut; großen Spas machte den Zuschauern das Wettrennen der vier kleinen Mamelucken auf überaus raschen kleinen Pferden; ein Mohrentnabe eilte allen andern zuvor; doch den lautesten Beyfall erntete der kühne, kleine Ferdinand Tournaiere, dessen Pferd, nachdem es die Reitbahn durchflogen hatte, von dem Knaben nicht zurückzubalten und zu händigen war, sondern in toller Lust noch über eine acht Ellen hohe Barriere weasetzte, die nach der Waldgegend zu aemacht wor; der kleine Reiter blieb bey diesem kühnen Luftsprunge ganz fest sitzen und ritt ruhig wieder in die Schranken zurück. Dresden war der erste Ort in Deutschland, wo das Local zu einem solchen Spiele sich fand.

Am Palmsonntage fand wie gewöhnlich das große „Concert spirituel“ zum Besten des Fonds für die Witwen und Waisen der Mitglieder der königl. Capelle hier im Saale des großen Opernhauses Statt. Es war eine herrliche Ausführung; man hatte Händel's Oratorium: „Jephtha,“ dazu gewählt, welches hier noch nie gehört war, mit der neuern Instrumentalbegleitung von J. F. von Mosel. Die trefflich geübte Singakademie wirkte mit, Dlle. Schneid er und Dlle. Wüſt, die H. Zezi, Babnigg und Schuster sangen die Soloparthien, Capellmeister Ritter Morlachi leitete das Ganze; die wunderschönen Chöre und Fugen wurden herrlich ausgeführt, nicht allein mit der höchsten Präcision, sondern mit Geist und Leben. Zu der frommen, erhabnen Größe, die man in allen Werken Händel's bewundert, zu der Gediegenheit und innern Kraft kommt bey diesem Oratorium noch eine rührende Lieblichkeit, eine seltene Anmuth hinzu, und dabey eine ergreifende Wahrheit der Declamation; wer kann je den Eindruck vergessen, den z. B. die herrliche Stelle: „Was immer ist, ist recht“ auf Jeden machen muß! Aber nicht allein die hinreißend schönen Doppelschöre entzücken bey diesem Werke, selbst die Arien, die sonst bey Compositionen jener Zeit doch eine veraltete Form haben, sind hier ausgezeichnet schön und ganz originell, wie z. B. die Pastorale: „Gefahren verachtend“ und die reizend von einsamer Flöte begleitete Arie: „Nur leise klagen will ich dann, wie die verlassne Taube klagt.“ Der kriegerische Marsch ist auch vortreflich. Kurz, je öfter man dies Werk hört, desto schöner findet man es, und es ist sehr gut, daß alle Musikfreunde auch der Hauptprobe zuhören durften. Der höchste Triumph der Instrumentalmusik ist dann stets im letzten Theil die vollendet

schöne Ausführung einer „Symphonie“ von Beethoven, diesmal war es die achte, aus F-dur, die in aller Ideenfülle und Jugendfrische mit humoristischer Laune und genialen Feuer von unsern sinnigen Künstlern meisterhaft vorgetragen wurde. Ein sehr zahlreiches Publicum erfreute sich daran.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastrollen der Mad. Fischer-Achten vom st. Theater in Frankfurt.

Ein ehrenvoller, wohlverdienter Ruf ging der Gastpielerinn voraus, deren erste Entwidlung Wien gesehen hatte und sich freute, das vaterländische Talent im Auslande zu so ehrender Anerkennung gefangt zu wissen; die Kunde von dem Erscheinen der geachteten Sängerin am k. k. priv. Theater in der Josephstadt mußte daher eine sehr willkommene seyn, zumal da der weibliche Magnet, welcher bis dahin an jener Bühne gewirkt hatte, die k. k. Hofsängerinn Mad. Krauß-Wranitzky, seinen erfolgreichen Cyclus beendet hatte. Ein zahlreiches und gewähltes Publicum empfing Mad. Fischer-Achten mit lebhaftem Beyfalle, da sie in „Robert“ als Alice zum ersten Male auftrat, und der Antheil, welcher ihr auch in den beyden späteren Parthien, Sarah im „Kerker von Edinburgh“ und Gabriele in Kreutzer's „Nachtlager“ gespendet wurde, dient zum besten Belege, wie hochwillkommen die Künstlerinn allen Freunden ächt-dramatischen, deutschen Gefanges sey. Mad. Fischer-Achten ist im Besitze einer frischen, klaren, kräftigen, gleichmäßig ausgebildeten und umfangreichen Stimme; ihr Anschlag ist glückenrein, und wenn Seume einen Ducaten für jeden Druckfehler bot, den man in seiner „Wanderung“ finden würde, so kann Mad. Fischer-Achten mit gleicher Beruhigung diesen Antrag für jeden falschen Ton machen, der ihr entwischt; die Ausbeute des Mikroflogens würde wahrlich karg genug ausfallen. Meisterhaft trägt die schätzbare Debutantinn den Ton und schwellt ihn mit einer Sicherheit an, die selbst in den gewagtesten Passagen kein Mißlingen zuläßt; ihre Coloratur ist reich, geschmackvoll, dem Charakter der Composition anpassend, nirgends überladen, das Trillo, Staccato u. s. w. ausgezeichnet, der ganze Vortrag voll anziehender Nuancen.

— Mad. Fischer-Achten gehört unstreitig zu den eminentesten dramatischen Sängerrinnen der deutschen Oper. Die Frankfurter haben ganz Recht, unseren Gast schlechtweg die Nachtigall zu nennen und Meyerbeer soll die Künstlerinn als die beste Alice bezeichnet haben; wir glauben, daß Mad. Fischer-Achten auch in andern Rollen den Vorrang behaupten dürfte, und daß jedenfalls in Bezug auf das Metall der Stimme und auf die Edellosigkeit der Intonation es ihr nur wenige zuvorthun möchten. Die drey erwähnten Debüts, mit denen Mad. Fischer-Achten uns bisher erfreute, waren Leistungen, wie aus einem Gusse, erquickend, wie sie uns nur selten zu Theil werden, voll glänzender Einzelheiten, in manchen derselben durch den Stempel der Elasticität geadelt. Zu diesen letzteren Momenten rechnen wir die große Scene im dritten Acte des „Robert“, den ganzen dritten Act, im „Kerker von Edinburgh“, die Mehrzahl der Nummern im „Nachtlager“, und sollten eben sowohl der Vielseitigkeit als der siegreichen Bravour und Delicaterie der Künstlerinn unsere Bewunderung, welcher nur hic und da ein kleiner Zusatz von Wärme nöthig seyn dürfte, um allerorten Enthusiasmus zu erregen. Im Spiele schickt sich Mad. Fischer-Achten sehr entsprechend an, inebsondere schien uns ihre Repräsentation des Wahnsinns als Sarah sogar von tieferem Studium zu zeigen, und somit verbindet sich Alles, um diese Gastspiele zu interessanten Vereinigungspuncten für alle Verehrer wahrer Kunst zu machen, die gewiß große Ursache haben, der unermüdeten Direction für diesen Gewinn dankbar zu seyn.

— Als Vertram sahen wir gleichzeitig mit Mad. Fischer-Achten ihren Gatten, Hrn. Fischer, einen Sänger von mäßigen Gaben, der nicht ohne Verwendbarkeit zu seyn scheint, dessen etwas rüdes Organ jedoch noch der Cultur bedarf. Von den einheimischen Mitgliedern der Bühne haben wir bey mehreren Gelegenheiten gesprochen; als Jenny und Effie im „Kerker von Edinburgh“ waren die Alles. Jazedé und Hill neu; erstere machte doch wohl gar zu viel Schnörkel, letztere war nicht bey Stimme. Ubrigens nimmt das Schreyen bey diesem Theater auf eine störende Weise überhand; die H. Kreipl und Mellinger laboriren hauptsächlich an dieser Untugend, welche ihren glücklichen Mitteln erprobter Mäßen bedrohlich werden dürfte; auch die Chöre, namentlich die Tenoristen, legen häufig ganz ungeberdig los, und das hört unseres Bedünkens auf, schön zu seyn.

— Das Orchester zeigte sich mehrere Male säwankend.

C o n c e r t

des Herrn Joseph Guskow aus Russland.

Den 15. Juny hatte das Wiener Publicum Gelegenheit ein Instrument und einen Musiker kennen zu lernen, die beyde, wenn auch nicht anders, doch wenigstens merkwürdig, vielleicht einzig in ihrer Art genannt zu werden verdienen. Der Musiker ist ein Mann in der Gestalt und Tracht eines gewöhnlichen polnischen Juden, das Instrument ist von der einfachsten, kunstlosesten Art, die man sich nur denken kann, und besteht in einer Gattung von — Strohhölzeln, wie man sie im gemeinen Leben zu nennen pflegt. Es versteht sich von selbst, daß man bey einer Gelegenheit wie die heutige, alle vornehme und ausschließende musikalische Orthodoxie bey Seite lassen, und sich an den natürlichsten, den menschlichsten aller Grundsätze halten müsse, daß jedes rechtliche Streben, sobald es zur Vollkommenheit führt, sey's auch nur in seiner Art, — Anerkennung und Achtung verdiene, zumal wenn diese Vollkommenheit durch eine so unsägliche Geduld und Ausdauer erkauft werden mußte, wie in dem vorliegenden Falle. Das Instrument, auf welchem Hr. Guskow so Außerordentliches leistet, ist nichts anderes als eine Anzahl von Stäben in Halbcylindrischer Form, die aus gewöhnlichem weichen Holze geschnitten, mit Bindfaden an einander befestigt sind und zusammen eine Tonleiter von ungefähr drey Octaven geben. Auf diese Stäbe nun, welche höhl, gleichsam rohrartig über eine Anzahl von Strohwürsten gebreitet werden, schlägt Hr. Guskow mit zwey kurzen, aus hartem, vermuthlich Ebenholz verfertigten Schlägeln, die er mit dem Vor- und Mittelfinger beyder Hände faßt; und mit diesen einfachen Werkzeugen bringt er eine Musik hervor, die jeden, der sich nicht durch den Namen der Sache schrecken läßt, in Erstaunen setzen muß. Genau untersucht ist jeder einzelne Ton freylich kein anderer, als wie ihn Holz, und Holz auf Holz hervorbringen kann, auch bietet ihm, in Beziehung auf Harmonie, die Construction des Instrumentes nie mehr als zwey Töne zugleich dar; allein, alle diese Hindernisse weiß er durch eine wahrhaft unglaubliche, frounenwürdige Fertigkeit zu bemeistern, vermöge welcher die Töne, selbst in den schnellsten, verwickeltsten Passagen, sich zu einer durchaus klaren Melodie und vollständigen Harmonie verbinden. Man traut entweder seinen Augen oder seinen Ohren nicht, wenn man das Instrument, mit dem, was es leistet, vergleicht; man begreift kaum, wo alle diese Töne herkommen, und wie sie, einzeln leer und unbedeutend, sich zu einem so wohlklingenden, wahrhaft harmonischen Ganzen vereinigen können. Dabey verräth Hr. Guskow durch die Ausführung mehrerer, äußerst schwieriger Stellen seiner heutigen Production, bey denen man, ohne Überschätzung oder übel angebrachten Enthusiasmus, sogar von Ausdruck und Vortrag reden darf, ein großes, angebornes Talent für Musik und einen sehr richtig ausgebildeten Geschmack, die ihn beynahe zum Künstler adeln, indem sie ihn gleichsam über sein eigenes Instrument erheben. Die Musikstücke, mit denen der Concertgeber auftrat, bestanden zum Theil aus einzelnen Stellen bekannter Opern, zum Theil aus selbstcomponirten Variationen über eben so bekannte Lieder oder Melodien. Den Beyfall, den diese höchst originelle, aber auch höchst verdienstliche Production davon trug, war außerordentlich, und wir wünschen von Herzen, daß der seltsame oder vielmehr seltene Mann, der dem Ansehen und dem Vernehmen nach, diesem anstrengenden Spiele seine Gesundheit zum Opfer brachte, auch bey uns die allgemeine Theilnahme finden möge, die ihm in mehreren nordischen Ländern geworden ist. Zu rathen wäre ihm übrigens, daß er bey künftigen Gelegenheiten das musikalisch höchst fehlerhafte Accompanement seiner Lands- und Glaubensgenossen weglassen möge. In der Pause zwischen dem Spiele des Concertgebers trug Hr. Strebingger, Mitglied der k. k. Hofcapelle, im Verein mit drey Musikern des k. k. Hofopertheaters, einzelne Stücke aus Mayseder'schen Quartetten vor, und erwarb sich neuerdings den wohlverdienten Preis seines gediegenen und kunstreichen Spiels.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.